



Feierabend



Victoria

Copyright by Albert Langen, München.

(8)

Die Geschichte einer Liebe von Knut Samfun.

Plötzlich wird das Tor von innen geöffnet und Victoria tritt auf die Straße hinaus. Sie ist ohne Hut und hat nur einen Schal um die Schultern geworfen. Halb ängstlich, halb verlegen lächelt sie und fragt als Anfang:

„Gehen Sie hier umher und denken?“

„Nein,“ antwortet er. „Ob ich denke? Nein, ich gehe hier bloß so.“

„Ich sah sie hier anheben auf und abgehen, und da wollte ich . . . ich sah Sie von meinem Fenster aus: Ich muß gleich wieder hinein.“

„Dank, weil Sie kamen, Victoria. Vor kurzem war ich so verzweifelt, und jetzt ist es vorbei. Entschuldigen Sie, daß ich Sie im Theater grüßte; leider habe ich auch hier beim Kammerherren nach Ihnen gefragt, ich wollte Sie treffen und erfahren, was Sie meinten, was Ihre Meinung ist.“

„Ja,“ sagte sie, „das wissen Sie doch. Ich sagte vorgestern so viel, daß Sie es nicht mißverstehen konnten.“

„Ich bin immer noch gleich unsicher.“

„Neben mir nicht mehr davon. Ich habe genug gesagt, ich habe viel zu viel gesagt, und ich tue Ihnen jetzt weh. Ich liebe Sie, ich sag vorgestern nicht und ich lüge auch jetzt nicht; aber es gibt so vieles, das uns trennt. Ich schätze Sie sehr, spreche gern mit Ihnen, lieber mit Ihnen, als mit jemand anderem, aber . . . Ja, ich wage nicht, länger hier stehen zu bleiben, man kann uns von den Fenstern aus sehen. Johannes, es gibt so viele Gründe, die Sie nicht kennen, und Sie dürfen mich nicht mehr bitten, zu sagen, was ich meine. Ich habe Tag und Nacht daran gedacht; ich meine, was ich gesagt habe, aber es ist unmöglich.“

„Was ist unmöglich?“

„Das Ganze. Alles. Hören Sie, Johannes, erfahren Sie es mir, stolz für uns beide zu sein.“

„Jawohl. Gut, ich will es Ihnen ersparen! Aber dann haben Sie mich also vorgestern zum Narren gehalten. Es ging so zu, Sie trafen mich auf der Straße und waren in guter Stimmung und da . . .“

Sie wandte sich um und wollte gehen.

„Habe ich etwas Unrechtes getan?“ fragte er. Sein Gesicht war bleich und unkenntlich.

„Ich meine, wodurch verschärzte ich Ihre . . . Habe ich in diesen zwei Tagen und zwei Nächten etwas verbrochen?“

„Nein, das ist es nicht. Ich habe nur darüber nachgedacht; haben Sie das nicht? Es war die ganze Zeit unmöglich, wissen Sie, ich schätze Sie, halte viel auf Sie . . .“

„Und achte Sie.“

Sie sieht ihn an, sein Lächeln kränkt sie, und sie fährt bestiger fort:

„Mein Gott, begreifen Sie denn nicht selbst, daß mein Vater es Ihnen abschlagen würde? Warum zwingen Sie mich, das zu sagen? Sie wissen es selbst. Wozu würde es geführt haben? Habe ich nicht recht?“

„Ja.“

„Außerdem,“ fährt sie fort, „es gibt so viele Gründe . . . Nein, Sie dürfen mir wirklich nicht wieder ins Theater nachkommen, ich hatte Angst vor ihnen. Das dürfen Sie nie wieder tun.“

„Nein,“ sagte er.

Sie nimmt seine Hand.

„Können Sie nicht auf einige Zeit nach Hause kommen? Ich würde mich sehr darüber freuen. Wie warm Ihre Hand ist; ich friere. Nein, jetzt muß ich gehen. Gute Nacht.“

„Gute Nacht,“ antwortet er.

Kalt und grau d-hnte sich die Straße in die Stadt hinaus aus, sie glich einem Gürtel aus Sand, einem ewigen Weg. Er stieß auf einen Jungen, der alte verweilte Rosen verkaufte; er rief ihn an, nahm eine Rose, gab dem Jungen ein winziges Fünfstück in Gold, ein Geschenk, und ging weiter. Kurz danach sah er eine Gruppe von Kindern, die bei einem Tor spielten. Ein Junge von zehn Jahren saß still da und hielt zu; er hat alle blauen Augen, die dem Spiel folgen, hohle Wangen und ein vieredriges Kinn, und auf dem Kopf trägt er eine Leinwandmütze. Es war das Futter einer Mütze. Dieses Kind trug eine Perücke, eine Haartracht hatte diesen Kopf für immer entstell. Auch seine Seele war vielleicht ganz verwest.

Als er schließlich an einen Platz mit Bänken kam, ging er hin und setzte sich. Es regnete immer mehr. Ohne es zu wissen,

spannte er den Schirm auf und blieb sitzen. Nach kurzer Zeit überfiel ihn eine unüberwindliche Schläfrigkeit, sein Gehirn lag wie im Nebel, er schloß die Augen und fing an, zu nicken und zu schlafen.

Eine Weile später erwachte er durch die Stimmen einiger Vorübergehenden, die laut sprachen. Er stand auf und ging weiter. Sein Gehirn war klarer geworden, er entsann sich dessen, was geschehen war; aller Ereignisse, sogar des Knaben, dem er fünf Kronen für eine Rose gegeben hatte, erinnerte er sich. Er stellte sich das Entzücken des kleinen Herrn vor, wenn er nun diese wunderbare Münze unter seinen Schillingen fand und sah, daß es nicht ein Fünfundzwanzigörestück war, sondern ein Fünfstück in Gold. Gott mit dir!

Und die anderen Kinder waren vielleicht vom Regen vertrieben und spielten im Torweg weiter, hüpfen ins Paradies, spielten mit Kugeln. Und der entstellte zehnjährige Greis sah da und sah zu. Wer weiß, vielleicht freute er sich über irgend etwas, vielleicht hatte er eine Puppe in seiner Kammer im Hinterhof, einen Hampelmann, einen Kasperl. Vielleicht hatte er nicht alles Leben verloren, vielleicht gab es eine Hoffnung in seiner wilken Seele.

Eine feine schlauke Dame taucht vor ihm auf. Er zuckt zusammen, hält inne. Nein, er kannte sie nicht. Sie war aus einer Seitenstraße gekommen und eilte weiter, und sie hatte keinen Schirm, obwohl der Regen herabströmte. Er holte sie ein, sah sie an und ging vorbei. Wie fein und jung sie war! Sie wurde naß, sie erkälte sich, und er wagte nicht, sich ihr zu nähern. Da klapperte er seinen Regenschirm zu, damit sie nicht allein naß werden sollte. Als er nach Hause kam, war es Mitternacht vorbei.

Auf seinem Tisch lag ein Brief, eine Karte, es war eine Einladung. Seiers würden sich freuen, wenn er morgen abend zu ihnen käme. Er würde bekannte Leute treffen, unter anderem — könnte er das erraten — Victoria — das Schlossfräulein. Freundliche Grüße.

Er schloß auf seinem Stuhl ein. Ein paar Stunden darauf erwachte er und froz, halb wach, halb schlafend, von Kältebauern

geschüttelt, müde von des Tages Mißgeschick, setzte er sich an den Tisch und wollte die Karte beantworten, diese Einladung, die er nicht anzunehmen gedachte.

Er schrieb seine Antwort und wollte sie in den Briefkasten bringen. Plötzlich kommt ihm der Gedanke, daß auch Victoria eingeladen war. Ja so, sie hatte nichts davon zu mir gesagt, sie hatte gefürchtet, er würde kommen, sie wollte ihn zwischen unter den fremden Menschen los sein.

Er zerreiht seinen Brief, schreibt einen neuen und dankt, ja, er würde kommen. Eine innere Heftigkeit läßt seine Hand zittern, eine eigenartige frohe Bitterkeit erfäßt ihn. Weshalb sollte er nicht hingehen? Weshalb sollte er sich verbergen? Wasta.

Seine ungestüme Gemütsregung geht mit ihm durch. Mit einem Ruck reißt er eine Handvoll Blätter von seinem Wandkalender ab und verfehlt sich eine Woche weiter vor in der Zeit. Er bildet sich ein, daß er über irgend etwas froh ist über alle Wachen entzündet ist er will diese Stunde genießen, will seine Pfeife anzünden, sich hinsetzen und sich freuen. Die Pfeife ist nicht

in Ordnung, vergebens sucht er nach einem Messer, einem Pfeifenputzer, und nimmt plötzlich den einen Zeiger der Uhr im Winkel herunter, um die Pfeife damit zu reinigen. Es tut ihm gut, diese Zerstörung anzusehen, sie bringt ihn innerlich zum Lachen, und er späht umher, ob er noch sonst etwas zerstören könnte.

Die Zeit vergeht. Schließlich wirft er sich vollstündig angezogen in seinen nassen Kleidern aufs Bett und schläft ein.

Als er erwachte war der Tag weit vorgeschritten. Es regnete immer noch, die Straße war naß. Sein Kopf war ganz wirt, Bruchstücke der Träume aus dem Schlafe vermischten sich mit den Erlebnissen des gestrigen Tages; er verspürte kein Fieber, im Gegenteil, seine Hitze hatte sich gelegt, ein Gefühl der Kühle umfing ihn, als sei er die ganze Nacht durch einen kühlen Wald gewandert und befände sich jetzt in der Nähe eines Sees.

Es klappt, der Postbote bringt ihm einen Brief. Er öffnet ihn, sieht ihn an, liest ihn und kann ihn nur schwer verstehen. Der Brief war von Victoria, ein Zettel, ein hal-

ber Bogen! Sie habe vergessen, ihm zu erzählen, daß sie heute abend zu Seiers gehe, sie möchte ihn dort treffen, sie wolle ihm eine bessere Erklärung geben, wolle ihn bitten, sie zu vergessen, es wie ein Mann zu tragen. Entschuldigen Sie das schlechte Papier, freundliche Grüße.

Er ging in die Stadt, speiste, ging wieder heim und schrieb endlich eine Abgabe an Seiers, er könne nicht kommen, möchte aber gerne ein anderes Mal kommen dürfen, vielleicht morgen abend.

Diesen Brief fandte er durch einen Boten.

5.

Jetzt kam der Herbst, Victoria war heim gereist, und die kleine abgelegene Straße lag wie früher mit ihren Häusern und ihrer Stille da. In Johannes' Zimmer brannte nachts ein Licht. Es wurde am Abend mit den Sternen angezündet und bei Tagesgrauen ausgelöscht. Er arbeitete und kämpfte, er schrieb an seinem großen Buch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Arbeitslosen.

Von Bernhard Moser.

Wir brauchen, um hier zu leben,
Ein wenig Wärme und Licht.
Wir haben ja nichts zu geben,
Als die erfüllte Pflicht.

Wir warten und warten und hungern;
Man kennt und sucht uns nicht.
Wir dürfen verenden, verhungern;
Wir haben keine Pflicht!

Das Totenschiff.

Der bekannte Reiseschriftsteller Colin Ross gibt in seinem jüngst erschienenen, mit zahlreichen Illustrationen versehenen Buch heute in Indien G. A. Brodhaus, Verlag, Leipzig) eine Fülle hochinteressanter Kulturbilder aus Südost-Asien, die bei der heute im Werden begriffenen Umwälzung von Weltwirtschaft und Weltverkehr besondere Beachtung verdienen. Wir veröffentlichen nachfolgend eine Schilderung aus der Insel Sumatra, die das Kulturleben der dortigen Eingeborenen anschaulich wiedergibt.

Der Administrator eines Nabongs, einer großen Tabakplantage in der Umgebung von Medan, hatte uns zu einem großen Fest eingeladen. Seine chinesischen Kulis feierten ihren Totengedenktage.

Jeder chinesische Tote bekommt ja alles ins Jenseits mit, was er drüben braucht: Kleidung, Nahrung, Hausgerät, bei den Reichen auch Kutsche und Dienstkulis. Freilich nicht in natura, sondern man fertigt papierene Nachbildungen, die man auf dem Grabe verbrennt. Allein die Toten können doch nicht ewig von den einmal mitgegebenen Vorräten zehren. Sie brauchen Nachschub, und den schickt man ihnen von Zeit zu Zeit auf einem Papierhschiff, das man anzündet und brennend auf einem fließenden Gewässer ausgesetzt.

Als wir auf dem Nabong ankamen, waren alle Angehörigen der Plantage, angefangen vom Administrator bis herunter zum letzten Kuli, auf einer Wiese versammelt. In deren Mitte stand das Totenschiff, aber nicht etwa eine Dschunke, wie man sie früher fertigte. Bewahre — wir leben doch nicht umsonst im Zeitalter des Dampfes. Deshalb hatten die Kulis aus Bambus und Papier die Nachbildung eines

Dzeandampfers gefertigt, der mit all den für die Seelen der Verstorbenen bestimmten Gaben beladen war. Als letztes wurde noch ein Dokument dazu gelegt, das der Administrator unterschreiben und siegeln mußte. In diesem Schriftstück wünschte die Verwaltung der Plantage dem Schiff glückliche Fahrt und den Toten bestes Wohlergehen. „Das muß ich unbedingt anstellen, siegeln und unterschreiben,“ meinte der Administrator zu mir, „es ist gar nicht abzusehen, was geschehen würde, wenn ich es nicht täte.“

Den Anfang der Festlichkeiten machte eine Vorführung einer wandernden chinesischen Schauspielertruppe, wie sie über das ganze Indien ziehen, in dem chinesische Kulis arbeiten. Wie heute fast allgemein üblich, bestand die Truppe nicht mehr aus Männern, sondern aus kleinen Mädchen. Komisch genug sahen die langen Bärte und schweren Rüstungen zu den Puppengeheimern und kindlichen Körpern aus. Nach der Vorstellung opferten der Kapitän und die Vorkämpfer vor dem Totenschiff. Dann wurde dieses angezündet. Ein Dutzend Kulis ergriff das brennende Schiff, lud es sich auf die Schultern und rannten damit, was sie konnten, dem nahen Fluß zu. Aber die Flammen griffen zu rasch um sich. Ehe die Kulis noch das Wasser erreicht hatten, mußten sie das in Flammen gehüllte Gerippe fallen lassen, und es war eigentlich nur mehr das ausgebrannte Gerippe, das auf den Fluß hinabgelassen werden konnte und schließlich die Strömung hinuntertrieb.

Am Abend waren wir mit der Familie des Administrators und des Assistenten Gäste des Chinesenkapitäns. Ein Schuppen war ausgeräumt und als Theater hergerichtet auf dem die Schauspielertruppe ihre Vorstellung gab. Für uns war aus einem Breiterpodium eine Art Loge aufgebaut. Der Kapitän und seine Frau, eine Juchochinesin in kostbarer Seide und überreichem Schmuck, machten die Honneurs. So ein Kapitän ist meist ein schwerreicher Mann. Er wirbt die Kulis und schließt häufig mit den Plantagen für alle von ihm Angeworbenen gegen eine feste Summe ab. Es ist ein sehr lohnendes, aber auch ein etwas lebensgefährliches Geschäft. Seit der Administrator die Plantage verwaltete, war dies der dritte Kapitän. Beide Vorgänger waren von ihren Leuten erstochen worden. Doch auch der Perwaker selbst trug

an der Brust und an den Armen die Spuren manchen Kampfes mit den Kulis.

Als erstes wurde Tee serviert. Wir nahmen kleine Schünke und spuckten sie sorgfältig in die vorgehaltenen Taschentücher wieder aus. Die Chinesen brühen ihren Tee nur mit warmem, nicht aber mit kochendem Wasser auf. Ein unvorsichtiger Schluck kann einem Typhus bringen. Den Satz, der danach kam, schlugen wir aus, da der Boy vergessen hatte, die Gläser aus dem eigenen Service mitzubringen. Die Hockänder auf den Plantagen sind von einer fast krankhaften Anstehungsangst. Sie wissen warum.

Lärmend und tobend hatte die Vorstellung eingesetzt. Die Kulis tanzten, auf dem Boden hockend, dem Spiel, aber nur zum kleinsten Teil. Die Mehrzahl gruppierte sich um die Bankhalter im Hintergrunde des Schuppens, und alsbald begann allenthalben ein wildes Kasardieren. Von der Bühne gellten die grellen hohen Stimmen der Schauspielerinnen, dröhnten die Trommeln der Kapelle. Ab und zu kreischte in einer der spielenden Gruppen Streit auf. Von den Wänden des Schuppens her, wo die Gardinen aufgeschlagen waren, zog überier Ruchendunst durch den Raum. Wenige blafende Petroleumlampen warfen trübes Licht auf die verzerrten gelben Gesichter und die spiegelnden, glattrasierten Schädel. Zwischen allen hindurch bewegte sich mit einem gefrorenen Lächeln auf den Lippen der Kapitän, ungewiß, ob ihn nicht in dieser Nacht das Schicksal seiner Vorgänger ereilt.

In der Fabrik.

Von Ednard Levi.

Oben im großen Saale sitzen dichtgedrängt zweihundert junge Mädchen. Jedes übt einen Handgriff an einer Maschine, unaufhörlich. Sie dürfen nicht aussuchen von ihrer Arbeit, sonst fährt eine starke, kalte Nadel herunter und zersticht ihnen die armen, abgearbeiteten Finger. Keines von ihnen ist jünger als sechzehn Jahre, aber viele von ihnen sehen aus, als seien sie eif oder zwölf Jahre alt, so klein sind sie und schwächlich. Ihr Haar ist pröck und glanzlos, ihre Augen sind trüb und ohne Schimmer. Unaufhörlich üben sie den gleichen Handgriff. Bis die Sirene um zwölf Uhr heult. Dann ziehen sie ihren Kockopf aus dem Behälter mit war-

mem Wasser. Essen die Kartoffeln und die Rüben und sehen zum Fenster hinaus. Unter einem grauen Himmel liegen nackte, frierende Geister; Güterzüge ähzen und eine leuchtende Lokomotive heult wie ein gequältes Tier. Dann arbeiten sie wieder. Den gleichen Griff. Den gleichen Griff. Sie dürfen nicht aufsehen, aber eine beginnt ein altes, trauriges Volkslied zu singen. Und die andern fallen verloren ein. Wie ein kleiner, weißer, verängstigter Vogel flattert das Lied zur grauen Decke.

Unten im Erdgeschloß stehen die härtigen Männer. Sie hören nichts als die stampfenden Kolben, sie sehen nichts als die ähzenden Räder. Sie schweifen in der stickigen Atmosphäre aus Eel und Schweiß und Dampf. Sie denken nichts als ihren Griff, sonst sind sie verloren. Sie sind der Maschine gänzlich ausgeliefert. Um 5 Uhr heult die Strene zum zweiten Male. Dann trotten sie aus den Arbeitskälen. Aus

allen Fabriken strömt die Flut. Wird in Tram-
bahnwagen gestaut, selbst auf den Trittbrettern
leben die Menschentrauben. Sie fahren durch
die fremden, grellen Lichter der herbstlichen
Stadt. Sehen lächelnde Frauen in sanften
Belgen und schwarze Herren in glänzenden
Automobilen. Sie stapfen in den Hauptbahn-
hof. Fallen in die trüben Wagen. Der Zug
reißt an. Fährt und fährt langsam und ver-
drücklich an den öden Vorstädten mit den blinden
Fenstern vorbei, durch einen schweigenden
Wald und hält irgendwo mit einem harten,
höhen Ahd. Sie taumeln die schmutzige Straße
im Halbschlaf hinab, durch einen stehenden, kal-
ten Regen, der die Haut erschauern läßt. Fal-
len in ihre Häuser, in einen stumpfen, schweren
Schlaf, aus dem sie der Wecker noch in der
stickigen Dunkelheit herausschreilt.

So ist ihr Leben. Tag für Tag, Monat
für Monat, Jahr für Jahr.

Im Lande der Pomoris.

Der nördlichste Stamm Rußlands. — Seehundsjagd mit Hindernissen.
28 Tage auf einem schwimmenden Eisblock.

Von Wladimir Korotkow.

Die Küste des Weißen Meeres im hohen Norden Rußlands ist von einem Volksstamm bevölkert, der eine Mischung russischer, finnischer und asiatischer, aus Sibirien eingewandeter Rassen darstellt. Dieser Stamm wird „Pomori“ genannt, was buchstäblich so viel wie „Meerleute“ bedeutet. Er besteht aus kräftigen, mutigen Menschen, die ihr Leben im ewigen Kampfe mit der Natur, insbesondere in tollkühnen Jagdabenteuern, verbringen, bei denen es hart an hart geht. In einem unter dem Titel „Norden“ erschienenen Reisebuche des jungen russischen Schriftstellers Lidin, das in deutscher Sprache noch nicht vorliegt, sind viele überaus spannend und künstlerisch gestaltete Schilderungen solcher Jagdabenteuer enthalten. Unter anderem erzählt Lidin eine überaus dramatische Episode, die es verdient, auch hier festgehalten zu werden.

Im Winter, wenn das Weiße Meer von schweren, grünlichen Eisblöcken bedeckt ist, wird es von Seehunden überflutet. Sie erscheinen zur Brunstzeit in unendlichen Scharen und lagern sich überall auf den Eisblöcken. Unübersehbare Eisflächen sind dann schwarz von den Tieren. Zu dieser Zeit gehen die Pomoris am liebsten auf die Seehundsjagd aus. Nicht an der Meeresküste schlagen sie zu diesem Zwecke eine eigentümliche Jagdstation auf, bestehend aus etwa zehn eisdernen, mäßig aus Erde errichteten Hütten, nebst ein paar Booten mit geschnittenen Segeln. Fünf mutige Brüder aus Kemi, einem Städtchen im alleräußersten Norden an der Murmanküste des Nordozkans, gingen im Februar dieses Jahres trotzdem allein auf den Seehundfang, ohne sich den anderen anzuschließen. Sie wußten, daß ihr Boot wochenlang zwischen den Eisblöcken umhergetrieben werden konnte, und nahmen deshalb Nahrung für mehrere Monate mit, denn es geschieht nicht selten, daß Boote von Seehundsfingern bis zum Sommer nicht aus den Eismassen herauskommen können. Die fünf Jäger, die es nun einmal auf eigene Faust versuchen wollten, waren kräftige, schöne Burischen, die die sehnüchigen Wäde aller Mädchen und Frauen auf sich zogen. Sie hielten zunächst Kurs auf eine ihnen gut bekannte Insel, aber schon das war kein leichtes Unternehmen, denn im Februar bläst ein scharfer Südwind, der die Eisblöcke zertrümmert. In den dadurch brei-

artig werdenden Eismassen muß man sehr ge-
schickt manövrieren und das Boot oft über Kilometer-
lange und ebenso breite Eisblöcke tragen, bis
man nach juchhabaren Anstrengungen wieder
Fahrgewässer erreicht hat. Die fünf Brüder
schafften es trotz allem, und als sie die Insel
sichteten, erzitterte ihr Jägerherz vor heller
Freude. Noch nie hatten sie so viele Tiere
gesehen! „Nach dieser Jagd werden wir mo-
natelang ausruhen und manchen lustigen Abend
hinterm Becher verleben können!“ rief der
älteste fröhlich aus.

Es war jedoch schon Anfang März gewor-
den, denn die schwierige Fahrt hatte sich nicht
schneller bewerkstelligen lassen. In dieser Zeit
tauen die Eisblöcke auf, denn der jetzt ein-
setzende Südostwind zerstückelt sie noch mehr
als der Südwind. Einzelne Blöcke treiben aber
aus dem Weißen Meer in den Nordozkan, wo
sie sich mit den großen Eismassen aus Grön-
land vermischen und weitergetrieben werden,
um sich erst in südlicheren Gewässern aufzulösen.
Vorher bilden sie eine große Gefahr für die
Schiffahrt, der schon manches Schiff zum Opfer
gefallen ist. Die Jäger, die gerade einen Eis-
block überquerten, hatten nun folgendes Erleb-
nis: Der Block, auf dem sie standen, spaltete
sich plötzlich und wurde vom Winde in rasender
Fahrt fortgetrieben. Sämtliche Vorräte und
das Boot blieben mit dem jüngsten Bruder,
der es gerade getragen hatte, auf der anderen
Hälfte des Eisblockes. Die vier Jäger hatten
bei sich nur ihre Gewehre, etwas Pulver —
sie benutzten alte Kapselgewehre — ein altes
leeres Faß, ein bißchen Brot und Salz, zwei
Schachteln Streichhölzer und einen halben Liter
Spiritus. Sie zimmerten aus den Gewehren
und Häuten erlegter Tiere ein Zelt und hielten
„ine weiße Flagge. Die ersten acht Tage aßen
sie Brot und Fische, die sie mit bloßen Händen
fangen konnten. Sie wärmten sich am Feuer,
das sie mit großer Mühe trotz Regen und Wind
aufrecht erhielten. Am achten Tage war die
erste Schachtel Streichhölzer verbraucht. Am
zweiten Tage waren die restlichen Streichhölzer
durchnäßt und unbrauchbar geworden. Die Un-
glücklichen versanken in Nacht und Nebel . . .
Am dreizehnten Tage fand er von ihnen den
Tod. Er neigte sich zu weit vor, als er einen
Fisch fangen wollte und stürzte in die Meeres-
tiefen. Die überlebenden drei Jäger hatten kein
Feuer mehr und mußten sich von rohen Fischen
nähren. Sonst kauten sie an ihren Leibriemen,

um den Hunger durch das Geschäft des Weizens
wenigstens etwas zu befriedigen. Nachts
schmiegen sie sich eng aneinander, um die
Wärme ihrer Körper zu erhalten, und wickelten
sich in rohe Seehundshäute ein.

Nachdem sie fünf Tage hindurch nur rohe
Fische zu sich genommen hatten, mußten sie
am sechsten Tage Blut brechen. Der eine, der
besonders zu leiden schien, erhielt den Rest des
Spiritus, seine Krämpfe beruhigten sich und er
schloß ein. Elf Tage lag er so, ohne Nahrung
und Trank, in einem todesähnlichen Schlaf er-
starrt. Die anderen konnten die widerliche
Nahrung nicht mehr vertragen und mußten doch
das ekelhafte rohe Fischfleisch genießen, um es
mit ihrem Blute wieder auszuspuhen. Ihr
Zahnfleisch wurde schwarz, Blut tropfte dauernd
aus ihrem Munde, und die Zähne fielen ihnen
aus. Zweieundzwanzig Tage dauerte nun be-
reits die Schreckensfahrt. Die Unglücklichen er-
kannten an der Windrichtung, daß sie in eine
Gegend getrieben wurden, in die sich kaum je
ein Schiff wagt. Trotzdem gaben sie wiederholt
Luftschüsse ab, in der Hoffnung, daß sie doch
irgendwo gehört würden. Auch schossen sie See-
vögel und aßen ihr blaues Fleisch, das immer-
hin besser war als rohes Fischfleisch. Um sich
vor der leidgeressenden Feuchtigkeit zu schützen,
beschnitten sie sich mit Seehundsfett. Aber
das half nur wenig. Sie wurden zu zahmlosen
Greisen mit weißen Haaren und zusammenge-
schrunkenen Leibern und sahen wie Gespenster
aus. Das Leben verlief mit dem blutigen Er-
brechen immer mehr ihre Körper, und sie fühl-
ten bereits, daß ihr Ende nicht mehr weit war.
Trotzdem kämpften sie mit der letzten Kraft
und zäher Energie um die Behauptung des
schon erlöschenden Lebensfunken. Am achtund-
zwanzigsten Tage hatten die Unglücklichen nicht
einmal die Kraft mehr, Nahrung zu sich zu
nehmen. Aber als der Nebel sich am frühen
Morgen zerstreute, erblickte einer von ihnen
gerade an diesem Orte plötzlich am fernem
Horizont einen Dampfer. So gut sie konnten,
kletterten sie übereinander und der oberste gab
einen Schuß mit der letzten Pulverladung ab.
Zum Glücke wurden sie bemerkt. Schnell nahm
der Dampfer Kurs auf den kleinen, beinahe
geschmolzenen Eisblock. Die drei waren ge-
rettet. Aber, waren sie kräftige, schöne Menschen
als sie anszogen, kehren sie als hilflose Krüppel
heim . . .

Mehrere Monate vergingen. Die drei
Brüder hatten sich erholt, und als die Zeit
des großen Fischfanges kam, zogen sie wieder
ins Meer hinaus, um abermals ihr Glück als
Fischer zu versuchen. Daß sie einst jüni geweien
waren? Du lieber Gott! Was sind zwei Men-
schenleben im Lande der Pomoris?

Wer nicht arbeitet . . .

Ein paar Bemerkungen von Multatuli.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,
sagte ein Apostel. Und er aß. Aber das war
auch schon die Arbeit, die er tat.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,
sagte ein Nationalökonom. Und das hunger-
leidende Volk antwortete: Wer nicht ißt, kann
auch nicht arbeiten.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,
sagte ein Staatskünstler. Und er wurde ein
politischer Karriereemacher.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,
sagte ein Moralist in Börseffekten. Und er
kaufte Saluten.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,
sagte ein Minister. Und die Arbeiter, die
arbeitslos waren, antworteten: Wer das Arbei-
ten hindert, ebensowenig.

Tragödie.

Tausend Sonnen erstrahlten ihm plötzlich: Diese Eine! Keine je sonst! Sie hörte ihm viel viel Interesse zu. Auf weite Reisen mußte er.

Alles, was sie ihm erlaubte: zu schreiben von Zeit zu Zeit. Nur nie ohne ihre Zustimmung dürfe er kommen.

Sofort in New York brauchte er seinen Brief ab.

Geladen mit all seiner Sehnsucht, seinem Posten, seiner Liebe.

Aber keine Antwort kam.

Aus Argentinien schrieb er wieder. Von seinen Reisen, seinen Erlebnissen. Von der glühenden Ungeduld, von ihr zu hören.

Es kam keine Antwort.

Und wieder nach Monaten. Von verlorenem Ort. In Einsamkeit. Ohne Lebenslust mehr. Aus Mitleid, aus reiner Barmherzigkeit möge sie schreiben. Ein paar Zeilen. Ein Lebenszeichen.

Und es vergingen Jahre um Jahre.

In einem Hotel, durch Zufall, sah er sie wieder. Ein frühzeitig Ergrauter. Und wieder beraufchte es ihn.

Sie kam in freudigem Ueberraschen auf ihn zu. Da erblachte er.

„Haben Sie meine Briefe erhalten? Dürfen Sie mir nicht antworten? Ein Wort, wie glücklich hätte es mich gemacht!“

Sie lächelte voll Schmerz:

„Wie gerne hätte ich es getan! Hätten Sie mir nur einmal Ihre Adresse angegeben!“

Merlei.

Ein Erlebnis im Urwald. Die englische Expedition, die die im Urwald begrabene Stadt Sunbatun, den einstigen Sitz der Maya-Kultur in Mittelamerika, erforschen und ausgraben will, ist nach einer abenteuerreichen Reise durch den Urwald an Ort und Stelle angekommen. Einer der Teilnehmer, der bekannte Reisende J. A. Mitchell Hodges, schildert ihre Erlebnisse und beschreibt auch einen Ueberfall ihrer Hütte durch ein Riesenhier marschierender Ameisen:

„Als wir vor einigen Tagen vom Fluß zurückkehrten, ermattet von der glühenden Hitze, drang plötzlich ein andauerndes dumpfes Rauschen an unser Ohr. Dann sahen wir auf dem Boden drei schwarze Linien, die aus dem Urwald hervorkamen und sich auf unser Lager zu bewegten. Wir rannten so schnell wir konnten, um alles Erhabere zu bedeuten. In militärischer Ordnung drangen die Linien vorwärts. Es waren zahllose Millionen der „marschierenden Meer-Ameisen“. Sie haben Generale und Hauptleute; alle Hochzügler oder Berippenen werden sofort wieder in Reih und Glied getrieben. In vollendeter Ordnung marschieren sie in unsere Wohnung, während der rechte und der linke Flügel, von der Seite angreifend, zu dem Dach emporklettern. Wir ließen herankommen, denn wenn wir drin geblieben wären, so wären wir innerhalb weniger Minuten von einer schwarzen schwärmenden Masse bedeckt worden. Diese Riesenhier lassen kaum je etwas Lebendiges zurück, wenn sie vorbeigekommen sind. Das Palmdach der Hütte, in der wir wohnten, hatte wohl jahrelang Skorpione, Tarantel-Spinnen, Eidechsen und anderes Ungeziefer beherbergt. Als wir draußen waren, begann der Kampf. Da stürzte ein Skorpion herunter von Ameisen bedeckt, und in Sekunden war er verzehrt. Ein beständiges Rauschen und Brausen in der Hütte erzählte uns von dem Blutbad, das hier ange-

richtet wurde. In wahnwitziger Hast huschten zahlreiche Eidechsen herank, aber sie waren sofort von Millionen Ameisen überdeckt, die aus dem Urwald marschierten. Mehr als zwei Stunden blieben die Ameisen, dann schien es, wie wenn sie sich wie auf ein gegebenes Signal wieder zu langen Linien ordneten und ihren Marsch fortsetzten. Als sie verschwunden waren, fühlten wir Dankbarkeit gegen sie, denn sie hatten uns zweifellos von allem Ungeziefer befreit. Das Leben im Herzen des Urwaldes bringt merkwürdige Eindrücke mit sich. Während des Tages ist die Luft mit dem schrillen Getöse der Fladen erfüllt, unermüdet mit anderen Tönen, wenn der Abend herabsteigt. Hunderte von Papageien versammeln sich in den Bäumen und führen eine wahre Jazzmusik auf. Die Heimgänse, Baumfrösche und Eidechsen beteiligen sich an dieser Orchestermusik des Urwaldes. Nach Einbruch der Dunkelheit schweben zahlreiche Feuerfliegen wie Meteore durch den Wald und dringen in unsere Hütte. Dann ertönt das tiefe Orgeln der Frösche, der Schrei der Nachvögel und das dumpfe Stöhnen anderer näheleindlicher Nachtgeschöpfe.“

Wieviel ist das Rheingold wert? Seit langem weiß man, daß im Wasser des Rheins, ebenso wie im Meerwasser, geringe Mengen Goldes vorkommen. Wieviel Gold aber alljährlich zum Meere hinunterrinnt, das ist erst jetzt ziemlich genau festgestellt worden im Zusammenhang mit den umfassenden Untersuchungen, die Professor Haber über den Goldgehalt des Meerwassers und des Rheinwassers angestellt hat. Wie in der „Landschau“ berichtet wird, ergaben die Untersuchungen von Rheinwasserproben, die bei Leerdamer und Karlsruhe entnommen wurden, einen mittleren Gehalt von drei Tausendstel Milligramm Gold in 100 Litern Wasser und einen etwa doppelt so hohen Gehalt an Silber. Da der Rhein in der Sekunde etwa 2000 Kubikmeter Wasser befördert, so ergibt sich, wenn man annimmt, daß der Goldgehalt im ganzen Flußquerschnitt und zu jeder Jahreszeit gleich ist, eine Jahresmenge von 200 Kilogramm Gold, die den Rhein hinabschwimmt. Diese Menge repräsentiert einen Wert von etwa 540.000 Goldmark.

Gebanten-Splitter.

Tibetanische Sprichwörter.

Ein Narr rühmt sich seiner vortrefflichen Eigenschaften, der Weise ist verschlossen. Ein Strohhalm schwimmt auf dem Wasser, während ein Steinod unter sinkt.

Wer eine schlechte Erziehung gehabt hat, ist stolz vom Charakter; aber der Weise schweigt still. Kleine Bäche fließen laut dahin, während der Ozean selten lärmt.

Solange du reich bist, wollen dich alle zum Freund haben; wenn du aber arm bist, ist jedermann dein Feind. In einer Insel voller Schätze kommen alle Menschen von nah und fern, ein ausgetrodnetes See wird von allen gemieden.

Ein Uebel, das der Weise zu seinem Vorteil wenden kann, erdrückt den unbedeutenden. Des Windes Stärke jagt den Waldbrand an, aber eine kleine Lampe erlischt.

Mancher schwagt und meint, daß er dadurch sein Ziel erreicht. Andere verfolgen schweigend ihren Weg. Ein alter Hund bellt seine Feinde an, die Katze schleicht sich still an ihre Beute.

Es ist töricht, einen Feind ohne reifliche Ueberlegung anzugreifen. Ist die Mücke tapfer, weil sie gegen das Lampenlicht kämpft? M.

Betteres.

Der richtige Mann. „Vom Doktor Müller wollen Sie sich behandeln lassen?“ — „Na hören Sie, zu dem würde ich kein Zerkannen haben, der ist doch so'n leichtsinniger Lebemann. Ja, er bringt alles durch!“ — „Na, vielleicht bringt er mich auch durch.“

Widerlegt. „Wen stellt denn die Photographie vor?“ — „Di' neue Liebhaberin unseres Theaters.“ — „So? Dann stammt das Bild aber wohl aus ihrer Jugendzeit?“ — „Unsinn, damals war ja die Photographie noch gar nicht erfunden!“

Schriftsteller (zum Mädchen): „Nun, wenn jemand kommt, sagen Sie, ich sei geistig beschäftigt und möchte nicht gestört werden.“ — **Ein Junge (zum Besuche):** „Bedauere — der Herr ist geistig gestört und möchte nicht belästigt werden!“

Rätsel-Gate.

Kreuzworträtsel.

3. Salomon, Jglatz.

1	2	3	4	5
6			8	
	7			
8	9		10	11
12		13		
14			15	
16			17	
18		19	20	
	21			
22	23			24
25			26	
		27		
	28		29	
30			31	

Wagrecht: 2. Männlicher Vorname. 5. Arbeitslehre. 6. Nomadendorf. 7. Fall eines unbestimmten Artikels. 8. Zeitwörter. 10. Halbe Eichen. 12. Chemisches Zeichen für Natrium. 13. Aggregatzustand des Wassers. 14. Beleuchtungsmittel. 15. Englisches Bier. 16. Papagei. 17. Vergnügungsort. 18. Französische Insel. 19. Verwandter. 21. Männlicher Vorname. 23. Die 5. 25. Vorgebirge. 26. Unbestimmter Artikel. 27. Gestalt des Nibelungenliedes. 30. Körperzell. 31. Befestigung.

Senkrecht: 1. und 1a. nennen eine große Affäre der jüngsten Zeit. 3. Die Hauptperson dieser Affäre. 2. Stadt in Westböhmen. 4. Teil des Kopfes. 9. Körperbedeckung. 11. Stadt in Mähren. 19. Gedichtform. 20. Form eines Hilfszeitwortes. 22. Rästletier. 24. Spanische Bezeichnung für Fluß. 28. Spielart. 29. Hlex.

Auflösungen der Rästel aus der vorigen Nummer:

Magisches Quadrat.

Werd
Starb
Rame
Dina
Jdeal